Stephanie McClain

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in Vietnam

14. Juli bis 20. Oktober 2002

Adoptionsproblematik in Vietnam

Von Stephanie McClain

Vietnam vom 14.07. – 20.10.2002
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person 254

2. Vietnam 254

3. Adoption in Vietnam 255

4. Besuch im Waisenhaus 257

5. Verdacht auf Korruption 260

6. Immer noch die traurige Realität: Ein Kind für 800 Dollar 261

7. Wenn das Geld nicht reicht, um die eigenen Kinder zu ernähren 263

8. Chancen und Hilfen für die Kinder in Vietnam 267

9. Eine Perspektive für die Friedhofskinder von Cauhan-Malang 268

10. Ein Heim für Kinder, die keins mehr haben 271

11. Von Steinmetzen, Stickerinnen und Studenten – Chancen für Straßenkinder in Hanoi 272

12. Kinder, die keiner will 277

13. Ein Kind, das es fast allein geschafft hat 279

14. Tourismus – Fluch oder Segen? 280

1. Zur Person

Stephanie McClain wurde 1973 in Aachen geboren. Ihre Schulzeit verbrachte sie in Baden Württemberg, nahe der Schweizer Grenze. Neben der Schule arbeitete sie 4 Jahre lang bei dem lokalen Radiosender „Antenne 3“ in Bad Säckingen. 1990 lebte sie sechs Monate lang in Auckland, Neuseeland, anschließend 4 Monate in Paris. 1994 machte sie am Wirtschaftsgymnasium in Bad Säckingen ihr Abitur und zog nach Berlin, um dort Politologie zu studieren. Nebenbei absolvierte sie Praktika beim Radiosender r.s.2 und in der Redaktion Akte 98. 1999 erhielt sie ihr Diplom in Politologie und begann bei Die WELT online als Online Producerin zu arbeiten. 2000 volontierte sie bei der Fernsehproduktionsfirma My Channel in Berlin. Im August 2001 zog sie nach Köln und begann für I+U TV in der Redaktion Stern TV Reportage zu arbeiten.

2. Vietnam

Im Oktober 2001 habe ich in Ho Chi Minh City eine Woche lang ein deutsches Paar gefilmt, das ein vietnamesisches Kind aus einem Waisenhaus adoptierte. Die Adoptiveltern sagten, sie wollten einem elternlosen Kind, das praktisch keine Perspektive in diesem Dritte-Welt-Land habe, eine Chance geben. Eine Chance auf ein Leben im Wohlstand, mit Schule und Ausbildung, aber vor allem auf ein Leben in einer Familie.

Als ich in den Kinderheimen die vielen kleinen Kinder mit den großen traurigen Augen in ihren Gitterbettchen sah, begann ich mir Fragen zu stellen, die ich dann und dort nicht beantworten konnte. Wo kommen die Kleinen her, wer sind ihre Eltern und was hat die dazu gebracht oder gezwungen, ihre Kinder zur Adoption frei zu geben? Ist Adoption tatsächlich der beste oder sogar der einzige Weg, diesen Kindern eine Lebenschance zu geben? Wie hätte man, zumindest einigen von ihnen, die Freigabe zur Adoption ersparen können? Warum werden diese Kinder nicht von vietnamesischen Paaren adoptiert, sondern von Paaren aus dem Ausland, die rund 15.000 Dollar für eine Adoption bezahlen? Wie ernst zu nehmen sind jene kritischen Stimmen, die behaupten, dass die Adoptivkinder in Vietnam nur in den seltensten Fällen tatsächlich Waisenkinder seien, sondern vielmehr als enorm profitable Handelsware betrachtet werden müssten? Welche alternativen Ansätze und Möglichkeiten gibt es, armen Kindern in Vietnam eine Perspektive zu bieten? Mit welchem Erfolg werden diese Ansätze in Vietnam bislang verfolgt?

Ich möchte Frau Kilian und der gesamten Heinz-Kühn-Stiftung herzlich dafür danken, dass sie es mir ermöglicht haben, sechs Wochen lang in Vietnam nach Antworten auf diese Fragen zu suchen.

3. Adoption in Vietnam

„Wo kommen Sie her?“, fragte mich mein Taxi-Fahrer, als wir uns dem Saigon Star Hotel im Herzen Ho Chi Minh Citys nähern. „Aus Deutschland“, sage ich. „Deutschland“, wiederholt er und lächelt. „Gute Fußballmannschaft! Number one!“. Dann zeigt er auf das Hotel und sagt: „Viele Deutsche Paare hier! Die adoptieren alle Kinder in Vietnam. Adoptieren Sie auch ein Kind hier?“ Ich verneine und bezahle den Fahrer. Der lächelt und verabschiedet sich freundlich. Ich erinnere mich daran, dass man in diesem Hotel bei meinem Besuch vor neun Monaten tatsächlich den Eindruck gewinnen konnte, dass die deutschen Gäste ausschließlich nach Saigon kommen, um Kinder zu adoptieren. Überall wimmelte es in diesem Vier-Sterne-Haus von strahlenden deutschen Paaren und deren süßen vietnamesischen Adoptivkindern, die auf dem glänzenden Steinboden der Empfangshalle laufen übten, quer durch den Frühstücksraum krabbelten und im extra für sie eingerichteten Kinderzimmer mit Legosteinen spielten. Alle deutschen Paare, die damals hier logierten, wollten über dieselbe Organisation ein Kind adoptieren. ICCO e.V., eine deutsche Auslandsadoptionsvermittlungsorganisation, die seit 1998 über 600 Auslandsadoptionen vermittelt hat. Vor neun Monaten habe ich eines dieser Paare mit der Kamera in Saigon begleitet. Jetzt bin ich hier, um die Hintergründe kennen zu lernen, die Organisatoren, die leiblichen Eltern der Adoptivkinder, deren Beweggründe, ihre Kinder zur Adoption frei zu geben und die Alternativen, die die Kinder in ihrem Heimatland haben.

Ich bin verabredet mit der Frau, die von den Adoptiveltern im Saigon Star Hotel schon mal flapsig „die Chefin“ genannt wird. Madame Loan arbeitet in Vietnam mit ICCO e.V. zusammen. Sie unterhält in Ho Chi Minh City die wichtigen Kontakte zu den Kranken- und Waisenhäusern und betreut die Adoptiveltern vor Ort.

Als ich das Hotel betrete, begrüßt mich der Rezeptionist freundlich und fordert mich auf, Platz zu nehmen. Vom Trubel ist diesmal in der schicken Hotellobby keine Spur. Ein einziges Kind sehe ich mit seinem Adoptivvater auf einer Couch im Empfangsbereich sitzen. Madame Loan hat mich bereits erwartet und begrüßt mich sehr herzlich. Sie erzählt mir mit gedämpfter Stimme, dass es hier zurzeit ruhig sei. Nur zwei deutsche Paare seien

momentan in Saigon, für die kommende Woche sei nur ein einziges Paar angekündigt und es habe sogar schon Wochen gegeben, in denen gar keine Adoptiveltern gekommen seien. Als ich nach dem Grund für die Flaute frage, sagt sie, sie könne sich das selbst nicht erklären. Möglicherweise liege das daran, dass in Deutschland gerade Sommerferien sind.

Ich frage Madame Loan, ob sie angesichts der wenigen deutschen Paare nun auch Kinder an vietnamesische Adoptiveltern vermittelt. Sie winkt ab. Vietnamesischen Paaren könne man nicht guten Gewissens Kinder vermitteln, sagt sie, weil sie die Adoptivkinder schlecht behandelten. Sobald sie leibliche Kinder bekämen, brächten viele Vietnamesen ihre Adoptivkinder sogar zurück ins Waisenhaus. Überhaupt sei niemand so wunderbar wie die deutschen Paare, schwärmt sie. Niemand außer den deutschen Paaren sei bereit, auch Kinder zu adoptieren, die mit Hepatitis A oder B infiziert seien. Franzosen und Amerikanern seien diese Kinder zu krank. Einzig Kinder, die mit Hepatitis C oder HIV infiziert seien, wollten selbst die Deutschen nicht adoptieren.

ICCO e.V. nimmt Paare gar nicht in seine Vermittlungskartei auf, wenn die sich nicht dazu bereit erklären, auch ein Kind mit Hepatitis A oder B zu adoptieren, hat mir Eva Hofer, die Leiterin der Organisation, einmal erklärt. Es sei nicht das Ziel des Vereins, mit anderen Agenturen um die hübschen, gesunden, möglichst jungen Adoptivkinder zu konkurrieren, sondern es ginge ihr darum, Eltern für die Kinder zu finden, die sonst keine Eltern fänden. Kranke Kinder und solche, die den meisten Adoptiveltern schon zu alt sind.

Ich frage Madame Loan, wo die Kinder herkommen, die sie an die deutschen Paare vermittelt. Sie sagt, dass sie Kinder aus zwei großen Waisenhäusern in Ho Chi Minh City vermittelt. Die meisten dieser Kinder seien in den Krankenhäusern direkt nach ihrer Geburt zurückgelassen worden. Viele arme Frauen verschwänden nach der Geburt spurlos aus dem Krankenhaus und hofften, dass die Kinder ein gutes Zuhause fänden. In Vietnam gibt es kein staatliches Gesundheitssystem, das den Bürgern kostenlose Behandlung in den Krankenhäusern des Landes ermöglicht. Ich frage Madame Loan, ob die Frauen nach der Geburt aus den Krankenhäusern fortrennen, weil sie möglicherweise ihre Krankenhausrechnung nicht bezahlen können. Madame Loan schüttelt den Kopf. Die armen Mütter dürften mindestens in einem Krankenhaus in Saigon umsonst ihre Kinder entbinden – hier kämen die Schwestern für die Kosten auf. Auf meine Frage, wie die Schwestern die Kosten finanzieren können, grinst sie kurz und sagt, die bekämen das Geld schon. Viele der Frauen, die ihr Kind im Krankenhaus zurückließen, seien zu arm, um ihr Kind zu ernähren oder sie seien Prostituierte und wollten ohnehin nie ein Kind bekommen. Außerdem würden Mütter häufig ihre Kinder

weggeben, wenn sich herausstellt, dass sie krank oder behindert seien. In Vietnam seien schließlich viele Menschen abergläubig und empfänden ein behindertes Kind als Strafe, sozusagen als Quittung für die eigenen Sünden.

Fast alle Adoptiveltern machen sich Gedanken über die Herkunft ihres Kindes, sagt Madame Loan. Immer wieder fragen sie nach den leiblichen Eltern der Kinder und warum die Kinder zur Adoption frei gegeben wurden. Sie wollen sicher sein, dass sie wirklich helfen, in dem sie ein Kind adoptieren und dass sie es nicht aus einer Familie herausreißen, die dem Kind genau so gut ein Zuhause hätte bieten können. Aber manchmal seien die leiblichen Eltern einfach nicht mehr zu ermitteln. Die Mütter geben im Krankenhaus schon mal falsche Namen an, andere verschwinden ohne jede Angabe. Die Krankenschwestern behalten jedes verlassene Kind zunächst für einen Monat im Krankenhaus. Wenn die Eltern sich in dieser Zeit nicht gemeldet haben, bringen sie die Kinder in ein Waisenhaus.

4. Besuch im Waisenhaus

Madame Loan bietet mir an, dass ihre Mitarbeiterin mit mir ins Tam Binh Waisenhaus fährt und mir zeigt, wo viele der Adoptivkinder herkommen. Das Heim liegt im Distrikt Thu Duc, einem Außenbezirk von Ho Chi Minh City. Nach 45 Minuten Fahrt sind wir da. Das Heim ist eine große Anlage mit mehreren Häusern, die für vietnamesische Verhältnisse sehr solide gebaut sind und renoviert und sauber wirken. Im Empfangsraum hängen unzählige Kinderfotos an einer großen Pinnwand, auf einer Tafel steht, wie viele Kinder welchen Geschlechts und Alters hier zurzeit untergebracht sind. Insgesamt leben gerade 201 Kinder im Alter von wenigen Tagen bis 18 Jahren hier. Fast ein Viertel ist zwischen null und 18 Monate alt, es gibt nur etwa halb so viele Kinder im Alter von 19 Monate bis 5 Jahre. Nicht alle Kinder, die hier leben, sind Waisenkinder. Einige sind nur vorübergehend hier, weil ihre Eltern nicht genug Geld haben, um sie zu ernähren. Ab und zu kommen die Eltern sie im Heim besuchen und verbringen ein wenig Zeit mit ihnen. Andere Kinder leben hier, weil ihre Eltern im Gefängnis sitzen und sich niemand aus ihrer Familie um sie kümmern kann. Doch viele der Kinder in diesem Heim werden ihre leiblichen Eltern nie wiedersehen. Ihre Eltern sind verstorben oder haben die Kleinen weggegeben. Aus Mangel an Geld, wegen gesellschaftlicher Probleme oder weil sie krank sind.

Eine Angestellte des Heims führt mich aus der Empfangshalle heraus zu den Schlafzimmern der Kinder. Überall stehen Fenster und Türen offen, ein paar Kinder tollen herum, spielen, singen und lachen zusammen. Als

sie mich entdecken, kommen sie neugierig angerannt. Ich habe Bonbons mitgebracht und beobachte verblüfft, wie artig sich jedes Kind nur eins davon nimmt. Ein kleines Mädchen mit deformiertem Schädel, das auf seinen mickrigen, verbogenen Beinchen sitzt, lächelt mich an und zeigt erst auf meine Kamera, dann auf sich. Das Mädchen sieht behindert aus. Ich bemerke, dass sie auf ihren Knien läuft, weil ihre kleinen, deformierten Waden sie vermutlich nicht tragen. Ich habe Skrupel, sie zu fotografieren, aber sie zupft mich am Ärmel und zeigt wieder auf meine Kamera, dann auf sich. Also mache ich doch ein Foto. Sie strahlt.

Die Pflegerin führt mich durch verschiedene Räume des Heims. In jedem Zimmer stehen etwa 20 Gitterbettchen, in denen jeweils ein Kind steht, sitzt oder liegt. Viele Kinder hospitalisieren, schaukeln sich in den Schlaf. Manche schlagen wieder und wieder ihr Köpfchen gegen die Gitter ihres Bettchens oder auf die Matratze. Einige Kinder weinen, andere strecken neugierig ihre Händchen nach mir aus. Keines dieser Kinder erfährt die Liebe und Zuneigung, die Kinder zu Hause von ihren Eltern bekommen. Die Pflegerinnen reichen ihnen ihr Fläschchen, trinken müssen die Kleinen, sobald sie es halten können, allein. Die Vorstellung, wie trostlos das Leben in diesen Gitterbettchen sein muss, erschüttert mich. Doch mir wird klar, auch wenn das Leben in irgendeinem von unzähligen Gitterbettchen mir trostlos erscheint, hat jedes dieser Kinder genau genommen Glück gehabt, dass es hier sein darf. Denn im Gegensatz zu den unzähligen Kindern, die in Saigon auf der Straße leben und arbeiten oder betteln müssen, um nicht zu verhungern, werden die Kleinen im Heim mit Essen und Medikamenten versorgt und dürfen später in die Schule gehen.

Die Pflegerin führt mich in einen Raum mit Kindern, von denen sie annimmt, dass sie bis zu ihrer Volljährigkeit hier bleiben werden. Fast alle Kinder hier haben deutlich sichtbare Behinderungen, einige sind mongoloid oder haben riesige Wasserköpfe. Andere leiden an schweren Herzfehlern oder Hepatitis. Für Letztere finden sich bisweilen Adoptiveltern. Ein kleiner, mongoloid aussehender Junge hat sich mit seinem Oberkörper durch das Gitter seines Bettchens geschlängelt und greift nach mir. Er streckt seine Zunge heraus, und lacht. Dann fängt er an in seine Hände zu klatschen und hat offensichtlich großen Spaß dabei. Ich klatsche mit ihm. Wieder lacht er. „Machen Sie auch ein Foto von diesem Kind hier“, sagt die Pflegerin, „ist das nicht ein hübsches Kind?“ Das hübsche Kind liegt auf seinem Rücken und strahlt wie ein kleiner Sonnenschein. Es ist nur wenige Monate alt und wird gewiss leicht Adoptiveltern finden. Im Bettchen neben ihm sitzt ein kleiner Junge an die Gitterstäbe gelehnt und sieht mich mit fragendem Blick an. Auch er ist so bezaubernd und wirkt gleichzeitig so erschütternd einsam,

dass ich verstehe, dass viele Paare nach ihrem ersten Besuch im Waisenhaus wünschten, sie könnten ganz viele Kinder adoptieren.

In einem kleinen Extraraum sind die HIV positiven Kinder untergebracht. 17 Bettchen stehen in diesem Raum. Die meisten der todkranken Kinder sehen auf den ersten Blick gesund aus. Aus großen Augen strahlen sie mich an, lächeln, patschen ihre Händchen gegen die Gitterstäbe ihrer Betten. Die Pflegerinnen tragen hier Handschuhe und erzählen mir, dass in diesem Raum mehr Personal zur Verfügung steht, als in den anderen Räumen. Ich frage, wie sich die Zahl der HIV positiven Kinder im Heim entwickelt hat. Die Pflegerinnen sagen, dass sie seit vielen Monaten praktisch konstant zwischen 15 und 20 Kindern liege. Das käme daher, dass diese Kinder häufig nicht lange lebten, einige überlebten nur eine Woche, manche einen Monat oder zwei. Selten lebten diese Kinder hier mehr als zwei Jahre. Das älteste Kind, das sich an diesem Tag im Raum mit den HIV positiven Kindern befindet, ist ein dreijähriger Junge. Weil er das Aidsvirus in sich trägt, muss er auch mit drei Jahren seine Tage noch im Gitterbettchen verbringen. Er sitzt in seinem Bett, sieht mich an und die Ernsthaftigkeit in seinen Kinderaugen erschreckt mich. Er wirkt nicht kindlich, sondern ernüchtert, fast verbittert. Gerade so, als wüsste er um seine Krankheit und die traurigen Perspektiven, die er hat. Eine Familie wird er nie bekommen. Am Rande Saigons wird gerade ein Heim nur für HIV positive Kinder gebaut, erfahre ich. Sobald das neue HIV-Kinder-Haus fertig ist, wird er dorthin gebracht werden. Aber auch dort wird er eines von vielen Kindern sein, um das sich die Pflegerinnen höchstens ein oder zwei Stunden am Tag kümmern können.

Die Pflegerin erzählt mir, dass die Regierung dem Waisenhaus umgerechnet 6 Dollar pro Kind und Monat bezahlt. Das reicht für die Mahlzeiten, kann aber nicht die Kosten für die 70 Beschäftigten und die Instandhaltung der Gebäude decken. Die Adoptionsvermittlungsorganisationen legen deshalb den Adoptiveltern nahe, dem Heim eine Spende zukommen zu lassen. Gewöhnlich spenden die Paare einige Tausend Dollar, erzählen mir Adoptiveltern, die selbst ein Kind aus dem Tam Binh Waisenhaus adoptiert haben. Sie hoffen, dass mit dem Geld Medikamente und Spielsachen für die Kinder im Heim gekauft und dringende Renovierungsarbeiten finanziert werden. Davon sollen vor allem die Kinder profitieren, für die keine Adoptiveltern gefunden werden können. Als ich die Pflegerin frage, was mit den Kindern passiert, für die im Heim kein Platz mehr ist, schaut sie mich verständnislos an. „Was passiert, wenn das Heim voll ist?“ frage ich noch einmal. Das Heim sei niemals voll, sagt sie kopfschüttelnd, weil der Großteil der Kinder so schnell adoptiert würde, dass immer leere Betten im Heim übrig blieben.

Die vietnamesischen Waisenhäuser sind staatliche Einrichtungen, ihre Direktoren sind Beamte, die dem Amt für Arbeit, Invaliden und Soziales angehören. Sie übernehmen die Vormundschaft für die Waisenkinder und können sie zur Adoption freigeben. Die Entscheidung, welches Kind an welche Eltern vermittelt wird, können sie allein treffen. Der Direktor des Tam Binh Waisenhauses sagt, dass er diese Entscheidung gemeinsam mit seinen Mitarbeitern trifft. Die Leiterin eines anderen Waisenhauses im Bezirk Go Vap erzählt mir, dass ihr diese Entscheidungen nicht leicht fallen, weil so viele ausländische Paare Kinder adoptieren möchten, dass sie in jedem Fall sorgfältig auswählen muss, welchen Eltern sie das Kind zur Adoption anbietet. Adoptionsvermittlungsorganisationen aus Amerika, Frankreich, Australien und Deutschland fragen die meisten Adoptivkinder an, sagt sie. Außerdem spenden die Organisationen immer wieder Geld an ihr Waisenhaus und kaufen ihnen dringend benötigte Ausrüstung.

5. Verdacht auf Korruption

Das Geben und Nehmen zwischen Waisenhäusern und Adoptionsvermittlern erregt vielerorts Argwohn. Immer wieder werden Vorwürfe laut, dass die Adoptionsvermittlungsorganisationen sich mit ihren Spenden Kinderkontingente sicherten und dass vietnamesische Eltern praktisch keine Chance hätten, Heimkinder zu adoptieren, weil sie keine Spenden von mehreren Tausend Dollar an die Waisenhäuser machen können und deshalb schlicht übergangen würden.

Waisen- wie Krankenhäuser können Geldspenden gut gebrauchen, die Verantwortlichen bekommen magere Gehälter. Die Vermutung, dass diese Umstände viele Verantwortliche anfällig für Korruption machen könnten, liegt nahe.

Das Ministerium für öffentliche Sicherheit beschuldigt in seiner Zeitung Cong An Nhan Dan (Volkspolizei) 70 ausländische Organisationen, in den vergangenen sechs Jahren Hunderte von Kindern illegal zur Adoption vermittelt zu haben. Wegen der großen Gewinnspannen haben die Organisationen diese Hilfsleistung zu einer regelrechten Industrie in Vietnam ausgebaut. Die Zeitung wirft den Vermittlern vor, dass sie unverheirateten Müttern oder armen Familien Kinder abgeworben und die Papiere über Waisenhäuser legalisiert hätten. Das Justizamt, das jeder Adoption zustimmen muss, sei zu keinem Kommentar in dieser Sache bereit gewesen. Von den 12.000 bis 14.000 Dollar, die für jedes Adoptivkind bezahlt würden, erhielten Mütter und Waisenhäuser den kleinsten Teil, ist in der Zeitung Nong Thon Ngay

Nay zu lesen. Fast 10.000 vietnamesische Kinder seien in den vergangenen vier Jahren von Ausländern adoptiert worden, davon 5.500 von französischen und 2.200 von amerikanischen Paaren. Die ausländischen Vermittlungsorganisationen hätten in den vergangenen sechs Jahren einen Gewinn von 27 Millionen Dollar gemacht, klagt die Zeitung an. 23 Menschen seien bislang vor vietnamesischen Gerichten wegen Beteiligung am Kinderhandel für Auslandsadoptionen angeklagt worden.

Immer wieder beteuert die Vietnamesische Regierung, dass sie Maßnahmen gegen Korruption und Kinderhandel ergreifen wird. Um dem Handel mit Adoptivkindern einen Riegel vorzuschieben, hat sie das neue Gesetz verabschiedet, das vorschreibt, dass Auslandsadoptionen ab Januar 2003 ausschließlich über eine einzige staatliche Adoptionsvermittlungsstelle in Hanoi laufen werden. Diese neu zu gründende Instanz wird dem Justizamt unterstehen. Privatadoptionen soll es nicht mehr geben.

Die Leiterin der deutsche Adoptionsvermittlungsorganisation ICCO e.V., Eva Hofer, erklärt, dass sie sich diese Gesetzesänderung schon lange gewünscht hat. Nur mit einem Verbot von Privatadoptionen sei auszuschließen, dass wohlhabende Ausländer armen Müttern in Vietnam direkt oder indirekt über Kinderhändler-Banden ihre Kinder abkaufen. Sie sagt, ICCO e.V. sehe der Zusammenarbeit mit der zentralen Adoptionsvermittlungsstelle in Hanoi mit Optimismus entgegen.

6. Immer noch die traurige Realität: Ein Kind für 800 Dollar

Als ich mir in Saigon ein Cyclo miete, fragt mich der Fahrer, ob ich verheiratet sei. Ich nicke. Darauf fragt er, ob ich Kinder habe und als ich diese Frage verneine, hakt er nach, ob ich denn nicht ein Kind haben möchte. Ich frage, was wäre, wenn ich ein Kind haben wollte. Er lacht und mutmaßt offensichtlich, dass ich tatsächlich an einem Kind interessiert bin. „Ich werde Dich zum Krankenhaus fahren, wo Du Kinder bekommen kannst“, sagt er, „wir können jetzt sofort hinfahren, das ist nicht weit von hier. Dort kannst Du Dir sofort ein Kind aussuchen“. Ich frage ihn, wie das gehen soll und er bietet mir ganz unverhohlen an, mir beim Kauf eines Kindes zu helfen. Als ich nach dem Preis frage, sagt er, den wisse er nicht genau, aber es würden wohl 500 bis 600 Dollar sein, mehr koste das auf keinen Fall. Ich frage, wie ich die offiziellen Adoptionspapiere für ein gekauftes Kind bekäme. Auch das sei kein Problem, antwortet er. Für insgesamt etwa 800 Dollar wären auch die Papiere geregelt und es würde nur etwa vier Tage dauern, bis ich alle Papiere in Händen hielte. Ich frage, wer welchen Anteil von den 800

Dollar bekommt. Das wisse er nicht genau, sagt er. Ein kleinerer Teil ginge an die leibliche Mutter, der Großteil an den Leiter des Krankenhauses, der im übrigen persönlich in dieses Geschäft involviert sei. Die zusätzlichen 200 Dollar für die Papiere bekämen die Beamten vom Justizamt. Er will zum Krankenhaus fahren und ich kann ihn nur mit Mühe davon überzeugen, dass ich kein Kind kaufen will. Er erzählt mir von einem australischen Paar, das er neulich zum Krankenhaus gefahren hat und das dort ein Kind bekommen hätte. Kaum eine Woche später hätten sie alle Papiere beisammen gehabt und seien mit ihrem Kind zurück nach Australien geflogen. Ich bleibe dabei, dass ich kein Kind kaufen möchte. „Na gut“, sagt er, „dann vielleicht morgen!“ Ich bin erstaunt, dass der Cyclo-Fahrer mir in normaler Lautstärke auf offener Straße ein Kind zum Kauf anbietet. Später stelle ich fest, dass jeder Cyclo-Fahrer, mit dem ich mich unterhalte, spätestens auf Anfrage versichert, dass er mich zu einem Krankenhaus bringen kann, in dem ich garantiert ein Kind kaufen könne. Die Preise variieren, das Krankenhaus, zu dem man mich bringen will, ist immer dasselbe.

Als ich Nguyen Te The, dem National Coordinator von Terre des Hommes in Vietnam von den Offerten der Cyclo-Fahrer berichte, wendet der ein, dass der Preis von 600 - 800 Dollar zu gering sei und mutmaßt, dass diese Leute vermutlich nach der ersten Zahlung immer wieder Geld nachgefordert hätten. Zweifel an dem Angebot hegt er offensichtlich keine. Er selbst hat von diesen Machenschaften gehört und sagt, der Marktpreis für Kinder liege seines Erachtens nach deutlich höher, weil die ausländischen Adoptiveltern weit über 1.000 Dollar an die Waisenhäuser bezahlen, wenn sie ein Kind von dort adoptieren. Auch wenn das eine Spende sei, sei es ein Fakt, dass pro Adoptivkind ein solcher Betrag fließt und es spräche sich herum, dass Ausländer in der Lage und bereit dazu sind, solche Beträge im Zusammenhang mit einer Adoption zu bezahlen.

Er zeigt mir einen Zeitungsartikel, in dem beschrieben wird, wie zahlungskräftige vietnamesische Paare gegen beachtliche Dollar-Beträge von einem Krankenhaus in Saigon Kinder bekamen. In dem Artikel steht, dass die vietnamesischen Paare bisweilen sogar den Vorteil genießen, dass sie im Krankenhaus direkt als leibliche Eltern in die Geburtsurkunde eingetragen werden. Das ist viel wert, erklärt mir The, denn Familie hat in Vietnam einen hohen Stellenwert und Adoptivkinder werden gerne gehänselt, weil ihre eigene Familie sie offensichtlich nicht behalten wollte. Ganz ohne Schmiergeld, sagt The, wird in Vietnam garantiert kein Kind adoptiert.

Herr The forscht zum Thema Kinderhandel und er hat den Eindruck, dass das Adoptionsgeschäft ein zunehmend größeres Problem wird. Ich frage ihn, warum man den Leuten des Krankenhauses, das offensichtlich mit Kindern handelt, nicht das Handwerk legt. Der Kinderhandel würde in Vietnam von

einer gut organisierten Mafia betrieben, sagt er und man käme weder an die Drahtzieher heran, noch könne man hoffen, dass die Kinderhändler nach der kurzen Gefängnisstrafe, die sie im Zweifelsfall bekämen, keinen Kinderhandel mehr betrieben. Solange dieses Geschäft so lukrativ sei, werde man es schlicht nicht stoppen können, mutmaßt The.

7. Wenn das Geld nicht reicht, um die eigenen Kinder zu ernähren

So skrupellos und kaltherzig es klingt, dass Menschen ihre Kinder verkaufen, so wahrscheinlich ist es, dass in den meisten Fällen wirtschaftliche Not die leiblichen Eltern dazu zwingt, ihr Kind weg zu geben. Wie schmerzhaft muss die Erkenntnis sein, dass man sein eigenes Kind nicht ernähren kann? Wie mag es sich anfühlen, wenn man sein Kind fremden Menschen in die Arme legt, die für ihren Reichtum in etwa so viel können, wie man selbst für seine Armut? Wie gut mag die Gewissheit tun, dass es dem eigenen Kind in der Ferne besser geht, als den meisten Kindern in Vietnam? Ich kann bloß ahnen, dass Eltern, die sich aus Geldnot gezwungen sehen, ihr Kind zur Adoption freizugeben, Schreckliches durchmachen.

Eine Frau, die all das erlebt hat, ist Thi My. Sie hat ihr drittes Kind, die kleine Hang, zur Adoption freigegeben. Ich habe Thi Mys Tochter und deren Adoptiveltern in Deutschland kennengelernt. Sie haben mich gebeten, Hangs Mutter in Vietnam zu besuchen und ihr Fotos und Geschenke von ihrem Töchterchen mitzubringen.

Es dämmert, als ich auf dem Weg zu Thi My mit einem Motorradtaxi quer durch Saigon fahre. Mich umgibt ein Konzert aus Motorenlärm, wildem Hupen und den schrillen Melodien der kleinen Eiswagen, die überall in der Stadt unterwegs zu sein scheinen. Unzählige Motorräder füllen die Straßen zu einem dichten Gewimmel, durch das ab und zu mit donnerndem Lärm schwere russischen LKWs poltern. Die Luft ist von den Abgasen des Feierabendverkehrs so verpestet, dass die meisten Vietnamesen sich Tücher um den Mund gebunden haben oder die kleinen Atemschutzhauben tragen, die überall am Straßenrand verkauft werden. Wenn wir links abbiegen, fährt mein Taxifahrer auf die Gegenfahrbahn, schlängelt sich durch die entgegenkommenden Motorradscharen hindurch zum linken Fahrbahnrand, biegt ab und schlängelt sich dann durch den Gegenverkehr zurück auf die rechte Straßenseite, wo wir hingehören. Bei roten Ampeln hält kaum jemand an, nur wenn ein Polizist deutlich sichtbar an einer Kreuzung steht, stoppt der Verkehr kurzzeitig. Dann kommt es besonders leicht zu Auffahrunfällen, weil in diesem unübersichtlichen Gewimmel stehende Hindernisse kaum

vorher zu sehen sind. Nach einigen Minuten Fahrt überqueren wir einen tiefbraunen und erbärmlich stinkenden Seitenarm des Saigon River. Am Brückengeländer lehnt eine ältere Vietnamesin und verkauft frische Muscheln. Neben ihr hocken zwei abgemagerte Männer, die apathisch in den ruhelosen Verkehr starren. Armut und Drogenabhängigkeit gelten als die Hauptprobleme hier im Quan 4, einer der ärmsten Gegenden Saigons. Wir fahren durch enge Straßen und Gassen, gesäumt von Hütten, deren Wände und Dächer zum Teil aus Wellblech, manchmal auch nur aus alten Plastikplanen bestehen. Ich sehe Kinder in schmutzigen und zerrissenen Kleidern, die lachend herumspringen. Viele von ihnen verkaufen Lotterietickets – selbst hier im Armenviertel.

Als wir in die Straße einbiegen, in der Thi My wohnen soll, wartet sie bereits am Straßenrand und winkt, als sie uns kommen sieht. Sie begrüßt mich freundlich und führt mich in das Haus, in dem sie für sich und ihre zwei Kinder ein ca. 12 Quadratmeter großes Zimmerchen gemietet hat. Das Haus sieht verhältnismäßig solide aus, das kleine Zimmer von Thi My und ihren beiden Kindern wirkt heruntergekommen. Die hellblauen Wände sehen aus, als seien sie Jahrzehnte lang nicht gestrichen worden. Der braun-weiß gemusterte Kachelboden ist sauber und sticht hervor, weil bis auf ein altes Schränkchen keine Möbel in dem Zimmer stehen. Ein paar Habseligkeiten hängen in einer Plastiktüte an dem Gitter, das in den Fensterrahmen zum Nachbarzimmer eingelassen ist. Betten hat die Familie nicht, Mutter und Kinder schlafen auf dem gekachelten Fußboden. In einer Ecke des Räumchens hängen zwei Töpfe und eine kleine Pfanne an rostigen Nägeln an der Wand. Auf dem Boden steht ein kleiner Gaskocher. Thi My deutet auf den Kocher und sagt lächelnd, das sei ihre Küche. Sie sei glücklich, dass sie dieses Zimmerchen bekommen habe, erklärt sie, weil es sehr viel schöner sei als das, in dem sie zuvor gewohnt habe und weil die Vermieterin ein Herz für sie und ihre beiden Kleinen hat und ihnen in Notfällen sogar die Miete stundet. Wir gehen zurück in den Eingangsbereich des Hauses und setzen uns auf die alten Sofas, die dort zu einer kleinen Sitzecke zusammengestellt sind. Thi Mys Kinder schmiegen sich an sie. Das kleine Mädchen Phuong ist gerade vier Jahre alt geworden. Sie hüpft immer wieder kurz auf, klettert auf die Sofalehne und grinst mich strahlend an. Ihr großer Bruder Tuan sitzt still auf seinem Platz. Obwohl er erst 5 Jahre alt ist, wirkt er kaum mehr kindlich. Die Kinder wissen, dass sie arm sind. Ihre Mutter betreut tagsüber das Baby einer verhältnismäßig reichen Familie aus dem Viertel. Dabei verdient sie so wenig Geld, dass es nicht für sie und ihre kleine Familie reicht. Deshalb putzt sie abends die Zimmer anderer Leute. Der kleine Tuan hilft ihr dabei. Er und seine Schwester wissen auch, dass sie noch ein Geschwisterchen haben, das ihre Mutter zur Adoption freigeben musste. Und sie wissen, dass

die kleine Hang seit ihrem dritten Lebensmonat bei ihren Adoptiveltern in Deutschland lebt.

Tuan und Phuong sprechen viel über ihre jüngste Schwester und deren Deutsche Familie. Das Deutsche Paar, das ihr Schwesterchen adoptiert hat, nennen die beiden „Eltern“. Ihre tatsächliche Mutter hingegen nennen sie „Schwester“ und immer wieder klagen sie, dass auch sie nach Deutschland zu den „Eltern“ möchten.

Thi My hat die „Eltern“ vor knapp drei Jahren zum ersten Mal über eine Adoptionsvermittlungsorganisation kennengelernt. Das Paar war von der kleinen Hang, hingerissen und reichten die Adoptionspapiere ein. Ein paar Wochen später hat Thi My den Deutschen in einem Taxi ihr kleines Mädchen in die Arme gelegt. Dann ist sie schnell ausgestiegen, hat die Tür zugemacht und hat sich nicht mehr umgedreht. Leicht sei ihr das nicht gefallen, sagt sie, aber sie hatte keine andere Wahl. Beim Justizamt sind sie sich noch einmal kurz begegnet, um die Adoption zu besiegeln. Seither bekommt Thi My gelegentlich Briefe aus Deutschland mit Fotos von der kleinen Hang. Auch ich habe Fotos dabei, die Adoptiveltern hatten mich gebeten, sie Thi My zu geben. Als ich ihr und den beiden Kindern die Bilder zeige, strahlen die Kleinen und fragen, ob ich sie mitnehme nach Deutschland zu den „Eltern“. Thi My lächelt gefasst. Ich sehe, dass ihr das nicht leicht fällt. Sie sieht sich die Fotos von Hang nicht lange an. Ein kurzer Blick, dann legt sie sie auf den Tisch, als könne sie ihren Anblick nicht länger ertragen. Dann sagt sie, dass ihr Mann sie damals noch während der Schwangerschaft verlassen habe. Schlagartig sei klar gewesen, dass sie sich alleine um ihre beiden Kinder und das Baby kümmern müsse – und dass sie das alleine nicht schaffen könne. Thi Mys Familie war von Anfang an gegen ihre Beziehung, und hatte sie vor dem Mann gewarnt, aber das wollte sie damals nicht hören. Weil sie stur blieb und mit ihrem Freund zusammenzog, hat ihre Familie den Kontakt zu ihr abgebrochen. Jetzt gibt es kein zurück mehr. Thi My muss alleine für ihre Kinder sorgen und hoffen, dass die später für sie sorgen können. Für ein drittes Kind hätte ihr Geld nicht gereicht, sagt Thi My leise. Deshalb musste sie das Baby wenige Wochen nach der Geburt weggeben, auch wenn ihr das schwer gefallen sei. Tränen kullern über Thi Mys Wangen, als sie mir von der kleinen Hang erzählt. Sie wischt sie weg, doch es kommen immer neue Tränen nach.

Die Ähnlichkeit zwischen dem kleinen Mädchen, das in Deutschland aufwächst und seinen Geschwistern in Vietnam ist verblüffend. Thi My sieht sich die Fotos noch einmal kurz an. Dann öffnet sie den Brief, den ich ihr von den deutschen Eltern gebe und lässt ihn sich vorlesen. Die Adoptiveltern schreiben, dass die kleine Hang oft nach ihrer leiblichen Mutter fragt und sie herzlich grüßen lässt. Wieder kullern ein paar Tränen über Thi Mys

Wangen. Ich erzähle ihr, dass ich Hang in Deutschland kennengelernt habe und dass ich den Eindruck habe, dass sie sich prächtig entwickelt und ein wunderbares Mädchen ist. Thi My lächelt. Sie erklärt mir, dass sie mit 37 Jahren keinen Job als Näherin mehr bekommt. Sie sei zu alt, habe man ihr gesagt. Als Kindermädchen verdient sie 10.000 Dong am Tag, das sind etwa 65 Cent. Das Geld reicht gerade für Reis und Gemüse für sie und die zwei Kinder. Weil die deutschen Adoptiveltern Thi My regelmäßig Geld schicken, kann ihr Sohn Tuan in die Schule gehen. Ihr Töchterchen Phuong würde gerne in den Kindergarten gehen, aber der ist zu teuer. Deshalb will die Kleine später von Beruf Kindergärtnerin werden, erklärt sie mir strahlend. Die Kinder sehen gesund aus und tragen schöne Kleidung, die allerdings bei genauem Hinsehen kleine Löcher offenbart. Ich frage, ob ich sie fotografieren darf. Alle drei strahlen und fragen, ob sie später Abzüge der Fotos bekommen können. Ich verspreche es ihnen. Die kleine Phuong scheint ganz außer sich vor Freude, dass sie fotografiert wird und versucht, für die Fotos ihr strahlendstes Lächeln zu zeigen. Dabei zieht sie ihre Mundwinkel so weit auseinander, dass ihr Bruder Tuan und Thi My unwillkürlich anfangen, über sie zu lachen. Ich soll mehr Fotos machen, bitte noch eins. Ich verknipse einen ganzen Film und die kleine Familie wirkt selig. Zumindest für einen Moment. Dann kehrt die Ernsthaftigkeit in Thi Mys und Tuans Gesichter zurück. Nur die kleine Phuong hüpft weiter breit grinsend umher. Sie wirkt fröhlicher und sorgloser als ihr kleines Schwesterchen Hang in Deutschland. Doch während Phuong in einem kargen Räumchen im Armenviertel von Saigon aufwächst und vom Kindergarten träumt, lebt Hang am Rande einer deutschen Kleinstadt in einem hübschen Fachwerkhäuschen und hat fast alles, was sie sich nur wünschen kann. Ich frage mich, ob die kleine Hang Glück hatte, dass sie deutsche Eltern bekommen hat, die über 10.000 Dollar bezahlt haben, um sie zu adoptieren oder ob sie Pech hatte, dass ihrer Mutter die fünf oder zehn Dollar im Monat fehlten, um ihr drittes Kind selbst aufziehen zu können. Ich spüre, dass Thi My darunter leidet, dass sie die kleine Hang weggeben musste. Und ich weiß, dass die Adoptiveltern sehr glücklich sind, dass sie Hang haben. Die kleine Hang weiß, dass ihre „Bauchmama“ und ihre Geschwister in Vietnam leben und arm sind und fragt viel über ihre Familie in Vietnam. Die deutschen Adoptiveltern erzählen mir später, dass sie den Gedanken mögen, dass sie im Grunde genommen alle zusammen eine große deutsch-vietnamesische Familie sind und planen, in ein paar Jahren mit Hang nach Vietnam zu fliegen, um Thi My, Tuan und Phuong besuchen zu gehen.

8. Chancen und Hilfen für die Kinder in Vietnam

Nguyen Te The, der Landeskoordinator von Terre des Hommes in Vietnam geht davon aus, dass es für jedes Kind das Beste ist, in seiner eigenen Kultur aufzuwachsen. Herr The erklärt, dass Terre des Hommes deshalb 1990/91 aufgehört hat, Adoptivkinder ins Ausland zu vermitteln und sich stattdessen auf Hilfsmaßnahmen in Vietnam konzentriert. Er weist darauf hin, dass in Vietnam die Familie vermutlich das am besten funktionierende Sozialsystem sei. Wenn Eltern nicht genügend Geld haben, um ihre Kinder zu ernähren oder wenn die Eltern sterben, kümmere sich eine Tante, ein Onkel, ein Cousin oder wer immer dazu in der Lage sei, um die Kinder.

Die ausländischen Adoptionsvermittlungsorganisationen teilen die Auffassung, dass Kinder grundsätzlich in ihrem eigenen Land am besten aufgehoben sind, allerdings sind sie häufig der Auffassung, dass es in Vietnam erheblich mehr elternlose Kinder gibt als Familien, die sie aufnehmen würden. Indizien, die diese Annahme begründen, nennt niemand. Sieben Prozent aller Paare in Vietnam gelten als unfreiwillig kinderlos, erzählt mir The. Mehrfach sei er selbst von verzweifelten vietnamesischen Paaren angesprochen worden, die seit Jahren vergeblich versuchen, ein Kind in ihrem Land zu adoptieren. „Die vietnamesischen kinderlosen Paare“, sagt The, “sind in der Regel gar nicht in der Lage, den Waisenhäusern Spenden in der Größenordnung zukommen zu lassen, wie ausländische Adoptiveltern das tun.“ Da es die Leiter der Waisenhäuser seien, die festlegen, welche Eltern welches Kind adoptieren dürfen, komme es vor, dass vietnamesische Paare jahrelang auf den Wartelisten der Heime stehen und nie ein Kind bekommen.

Terre des Hommes konzentriert sich darauf, den Kindern und ihren Familien in Vietnam zu helfen. Einige Jahre lang hat die Organisation im District 3 in Ho Chi Minh City das Center of Rehabilitation for Malnourished Children and Support for Handicapped Children betrieben. Ein Zentrum, in dem unterernährte Kinder kostenlos aufgepäppelt und behinderte Kinder therapiert wurden. So erfolgreich die Arbeit des Zentrums war, so sehr missfiel den Mitarbeitern von Terre des Hommes, dass ihr Angebot offensichtlich falsche Anreize bot. Immer wieder fanden sie Kinder vor den Pforten des Zentrums, die vermutlich von ihren armen Eltern dort hingelegt wurden, damit sie im Zentrum versorgt würden und bekämen, was die Eltern ihnen nicht bieten konnten. Dass Eltern ihre Kinder aussetzten – wenngleich mit den besten Absichten – war nicht im Sinne der Hilfsorganisation.

Auf dem Land sprach sich herum, dass es in Saigon kostenlose Hilfe gibt, was den ohnehin vorhandenen und unerwünschten Trend der Landflucht nicht eben bremste. Um diesem Trend Einhalt zu gebieten, engagierte sich Terre des Hommes auf dem Land, hilft bis heute, Dörfer mit Trinkwas-

ser zu versorgen und unterstützt die Einwohner mit Ernährungs-, Gesundheits- und Kreditprogrammen. Hilfe wird in Vietnam von Menschen in den verschiedensten Lebensumständen gebraucht, sagt The – verallgemeinern lassen sich weder die Gruppe der Bedürftigen, noch die erforderlichen Maßnahmen.

9. Eine Perspektive für die Friedhofskinder von Cauhan-Malang

Herr The zeigt mir ein Projekt von der Ho Chi Minh City Child Welfare Foundation im 7. District von Ho Chi Minh City, das Terre des Hommes seit Ende 1996 finanziell unterstützt. Er erzählt mir, dass die Siedlung Cauhan-Malang in der Tan Thuan Ward illegal und zu Beginn der Zusammenarbeit ein geradezu gesetzloses Territorium gewesen sei. Der Großteil der Frauen habe als Prostituierte gearbeitet, ebenso viele minderjährige Mädchen. Die meisten Männer haben ihr Geld als Zuhälter oder Drogendealer verdient. Keines der armen Kinder habe eine Schule besucht und als er einmal ein kleines Mädchen fragte, was sie später werden wolle, habe eine vorbeigehende Frau gesagt: „Na, was soll sie schon werden? Prostituierte natürlich!“ Für die etwa 80 Familien in der Siedlung war das Leben mit Prostitution, Drogen und Kinderhandel Normalität. Die Gefahren, die von diesem Lebensstil ausgehen, waren den Bewohnern kaum bewusst. The erzählt, dass die Siedler glaubten, man bekäme Aids, wenn man von jenem Kohlgemüse isst, das am Rande der Siedlung wächst. Er und die Mitarbeiterinnen der Ho Chi Minh City Child Welfare Foundation wussten, dass es zunächst entscheidend ist, das Vertrauen der Menschen in der Siedlung zu gewinnen. Man hätte nicht einfach eine kostenlose Schule eröffnen können, erklären sie mir, denn die Menschen hier sahen keinen Vorteil darin, ihren Kindern scheinbar nutzloses Wissen vermitteln zu lassen. Ebenso schwierig sei es gewesen, den Prostituierten und ihren Zuhältern klar zu machen, dass ein anderer Beruf, in dem sie sehr viel weniger Geld verdienen und regelmäßig tagsüber arbeiten müssen, besser für sie ist. Es kam den Projektarbeitern zu Hilfe, dass die Stadt Cauhan-Malang in ein Polizeirevier einordnete und die Polizisten begannen, gegen die illegale Prostitution vorzugehen. Viele Prostituierte und Zuhälter bekamen Haftstrafen und konnten das Gefängnis nur gegen Kaution verlassen. Daraus erwuchs allmählich die Bereitschaft, umzudenken. Einige Frauen begannen als Schneiderinnen zu arbeiten, viele Männer versuchten sich als Bauarbeiter, Handwerker und Hilfsarbeiter. Die Kinder trugen mit dem Verkauf von Lotterietickets zum Lebensunterhalt ihrer Familien bei. Erst nach vielen langen Gesprächen und ausdauernder

Überzeugungsarbeit habe man erreicht, dass die Eltern ihre Kinder in den kostenlosen Schulunterricht schickten, den das Projekt ebenfalls einrichtete. Mittlerweile besuchen 97 Kinder aus armen Familien die Klassenstufen 1 bis 5. Immer noch kommen einige der Kinder unregelmäßig zur Schule, weil sie statt des Unterrichts Lotto-Tickets verkaufen müssen, weil sie nach getaner Arbeit zu müde sind oder weil ihre Eltern nicht zu Hause sind, um sie zeitig zu wecken. Aber es gibt nicht wenige Erfolgsgeschichten. Kinder, die die kostenlose Grundschule absolviert haben, sind in weiterführenden, staatlichen Schulen untergekommen. Einigen Jugendlichen konnten Ausbildungsplätze vermittelt werden und im Anschluss daran manchen auch Arbeitsplätze. Der Erfolg der Ausbildungsmaßnahmen ist wichtig für das Gelingen des Projekts, sagt The, denn das Vertrauen der Siedler in den Sinn von Ausbildung und in geregelte Berufe ist noch nicht ausreichend gefestigt, um Krisen zu überstehen. So kam es vor, dass Siedler, die ihren Arbeitsplatz verloren, wieder begannen, mit Drogen zu handeln. Alarmierend sei, dass immer mehr Kinder drogenabhängig werden. Ein Trend, der auch im Rest des Landes zu verzeichnen ist und der eine weitere Herausforderung für die Projektarbeiter darstellt.

Viele ehemalige Prostituierte in der Siedlung haben Kleinkredite von umgerechnet 33 Dollar bekommen. Damit sollten sie die Chance erhalten, sich selbständig zu machen und ihren Lebensunterhalt auf anderen Wegen zu verdienen als bisher. Die Frauen sind verpflichtet, das Darlehen in kleinen Raten zurückzuzahlen. Dabei sollen sie lernen, mit geliehenem Geld zu haushalten und gleichzeitig vor der fatalen Abhängigkeit von Kredithaien verschont bleiben.

Eine Mitarbeiterin der Ho Chi Minh City Child Welfare Foundation führt The und mich durch die Siedlung. Das Land, auf dem die Siedlung steht, war früher ein wilder Friedhof. Noch jetzt stehen überall steinerne Särge und Grabtafeln vor, zwischen und sogar in manchen Häusern. Aus Respekt vor den Verstorbenen haben die Siedler die meisten Särge stehen lassen und ihre Häuser und Hütten um sie herum gebaut. Wir besuchen eine kleine Familie, die aus drei Generationen von Frauen besteht. Großmutter, Mutter und zwei Töchter. Sie leben in einer kleinen Hütte mit neuem Wellblechdach, auf das sie stolz sind, weil es selbst in der Regenzeit kein Wasser durchlässt. Die Hütte hat nur einen großen Innenraum, der ungefähr 20 Quadratmeter umfasst. Auf einem Tischchen in der Ecke steht ein kleiner Kocher, auf einem anderen Tischchen daneben ein modernes, elektrisches Reiskochgerät. Neben der Eingangstür liegen mehrere Paar Schuhe auf einem Plastikregal, auf einem weiteren kleinen Regal sind Topfdeckel und Schüsselchen gestapelt. Mehr Möbel gibt es nicht. Zum Schlafen legt sich die Familie auf den gekachelten Boden ihres kleinen Häuschens. Nguyen Thi My Hanh, die Mutter,

erklärt, dass sie den Strom von einem Nachbarn abzweigt. Eine gefährlich aussehende, improvisierte Draht-Leitung führt zu einem Stromzähler in ihrem Häuschen und weiter zu einer Steckdose an der Wand. Einen eigenen Stromanschluss kann sich die kleine Familie nicht leisten, deshalb nehmen sie hin, dass der Nachbar sich den Strom teurer bezahlen lässt, als er ihn selbst einkauft.

Wir setzen uns auf den Fußboden. Thi My Hanh erzählt, dass ihr Häuschen bis vor wenigen Wochen bei Regen stets überschwemmt wurde, weil der Boden zu tief war. Mit dem Darlehen des Projekts hat sie einen neuen, deutlich höheren Boden bauen lassen, der selbst dann noch trocken bleiben dürfte, wenn der Rest der Siedlung nasse Füße bekommt.

Um den Lebensunterhalt für sich und ihre Familie zu bestreiten, fährt Thi My Hanh jeden Tag mit ihrem klapperigen Fahrrad Müll einsammeln, den sie beim Recyclinghof gegen eine kleine Bezahlung abgeben kann. 20.000 Dong, etwa 1,30 Dollar kann sie damit am Tag verdienen. Doch gestern hat sie sich verletzt. Sie zeigt uns ihren dick angeschwollen Knöchel und sagt, dass sie deshalb heute nicht arbeiten kann. Ihre ältere Tochter Dung ist 12 Jahre alt und geht in die 7. Klasse. Sie ist keine der Besten, aber ihre Leistungen sind durchschnittlich, das reicht. Ihre Mutter erzählt, dass Dung gestern 10.000 Dong bekommen hat, um endlich in den Zoo zu gehen, den sie schon so lange besuchen wollte. Später sei Dung mit 50.000 Dong nach Hause gekommen und habe gestanden, dass sie ihre 10.000 Dong als Einsatz für ein Glücksspiel mit den anderen Kindern benutzt habe. Das Glück war ihr hold. Dung grinst verschmitzt, als ihre Mutter uns von ihrem Spielerfolg erzählt. Eigentlich darf sie nicht um Geld spielen, aber ihr Gewinn kommt der Familie gerade zu gelegen, um wirklich böse zu sein. Ich frage das Mädchen, was es von Beruf werden möchte. Sie lächelt, schaut zu der alten, mechanischen Nähmaschine in der Ecke und sagt, dass sie Näherin werden möchte. Dann verschwindet sie durch die Hintertür des kleinen Häuschens. Als ich später frage, ob ich Fotos machen darf, und ob Dung mit auf die Fotos möchte, höre ich, dass sie gerade badet. Einige Minuten später kommt sie in ihrer Schuluniform zurück. Sie sieht hübsch aus in ihrem blauen Trägerröckchen und der strahlend weißen Bluse und freut sich, dass sie mit ihrer Mutter zusammen fotografiert wird. Die beiden lächeln so fröhlich, dass ich später von Freunden in Deutschland immer wieder zu hören bekomme, dass sie überrascht seien, wie glücklich die beiden trotz ihrer Armut auf dem Foto wirkten.

Sie wirkten glücklich – nicht nur auf den Fotos. Auch The wirkt zufrieden, als wir durch die Siedlung gehen. Immer wieder zeigt er mir Dinge, die in den letzten Jahren hier verbessert wurden. Ein Gullydeckel, der die neue Kanalisation verrät, eine kleine Horde von Kindern in Schuluniform, die

lärmend davon springt und die lange Straße neben der Siedlungsmauer, an der früher Tag und Nacht eine Prostituierte neben der anderen stand und die jetzt menschenleer ist. „Es hat sich wirklich viel verändert in den vergangenen Jahren und es ist schön, zu sehen, dass das Projekt funktioniert“, sagt The. Nicht jedes Projekt ist ein derartiger Erfolg, aber jedes Projekt läuft irgendwann aus. Bis Ende des Jahres wird Terre des Hommes die Arbeit in der Siedlung auf dem alten Friedhof unterstützen. Dann muss sich das Projekt selbst tragen oder neue Sponsoren finden.

10. Ein Heim für Kinder, die keins mehr haben

Vor meinem Hotel in der Rucksacktouristen-Meile von Ho Chi Minh City, sehe ich täglich Grüppchen von leicht verwahrlost aussehenden Kindern, die um Geld oder Essen betteln. Selbst um Mitternacht treffe ich sie noch auf der fast leeren Straße. Eltern scheinen sie keine zu haben. Wenn sie mich sehen, kommen die Jungen angesprungen und führen immer wieder dieselbe Konversation mit mir. „Hello Madame!“, „Hello my friends!“ “How are you Madame?“, „I am fine, how are you, guys?“ dann lachen sie und rufen fröhlich: „Bye bye!“ Die Kinder wirken stets fröhlich, lachen mit mir und verziehen ihre Gesichter nur kurzfristig zu leidvollen Trauerminen, wenn sie einen Touristen vorbeikommen sehen, von dem sie sich eine Spende versprechen. Doch so fröhlich die Jungen auf mich wirken, so ausweglos ist ihre Situation. Eine Schule werden sie nie besuchen, Chancen auf ein eigenes Zuhause und einen Beruf haben sie nicht. In Ho Chi Minh City soll es Tausende von Straßenkinder geben. Ein paar kostenlose Schlafstätten und Essensausgaben versorgen die Kleinen, so gut sie können.

Im zentralen ersten Distrikt liegt in der engen Calmette Street zwischen kleinen, einfachen Häuschen, das Green Bamboo Warm Shelter. Es gibt kein Klingelschild, das verrät, dass hinter der schlichten Fassade mit der großen Gittertür ein Heim für Straßenkinder ist. Als ich klingle, öffnet mir ein schätzungsweise zwölfjähriger Junge die Gittertür. Er sieht mich an, lächelt, dann dreht er sich um und springt die Treppe hinauf, um die Aufseherin zu holen. Die bittet mich höflich herein und führt mich in den zweiten Stock, in das Büro des Projektleiters. Tran Minh Hai, der Projektleiter, setzt sich mit uns an den Konferenztisch und erzählt, dass er und seine Kollegen hier 24 Jungen im Alter von 8-15 Jahren betreuen, alles ehemalige Straßenkinder. Das Shelter sei ausschließlich für Jungen, dafür gebe es ein paar Straßen weiter eine ähnliche Einrichtung nur für Mädchen. Das Shelter soll für die Straßenkinder ein Ort sein, an dem sie eine Unterkunft finden, Mahlzeiten

und medizinische Versorgung aber auch persönliche Zuwendung bekommen. Hai erklärt, dass Zuwendung für Kinder sehr wichtig sei, dass manche dieser Kinder überhaupt nur von Zuhause fort gerannt seien, weil sie kaum Zuneigung bekamen und sich vernachlässigt fühlten. Nur etwa die Hälfte der Straßenkinder, die Hai kennt, sind auf der Straße gelandet, weil ihre Eltern gestorben sind oder zu arm waren, um sie zu ernähren. Die andere Hälfte sei ausgerissen, weil sie sich mit ihrer Familie zerstritten haben, weil sich ihre Eltern trennten und sie mit ihren Stiefeltern nicht klar kamen oder weil sie aus anderen Gründen nicht mehr Zuhause bleiben wollten. Ein Teil der Kinder stammt aus gebildeten und verhältnismäßig reichen Familien, die andere Pläne für ihr Kind haben, als das Kind selbst. „Man muss bedenken", erklärt Hai, „dass in Vietnam die Entscheidungen der eigenen Eltern grundsätzlich nicht anzuzweifeln sind. Wer den Willen seiner Eltern nicht befolgt, riskiert, von der eigenen Familie verstoßen zu werden. Deshalb sehen Kinder, die nicht den Weg gehen wollen, den ihre Eltern für sie vorsehen, bisweilen keine andere Möglichkeit, als davon zu laufen."

Etwa 10.000 Straßenkinder gibt es zur Zeit in Saigon, erklärt Hai. Etwa 40 Shelter bieten diesen Kindern Hilfe an. „Das klingt wenig – aber mehr", sagt Hai, „würde die Lage nicht verbessern, sondern vermutlich verschlimmern". Wieder geht es darum, keine falschen Anreize zu setzen, denn auf dem Land glauben viele Menschen, dass das Leben in der Stadt einfach ist, dass man dort leicht Geld verdienen kann und einen höheren Lebensstandard haben kann. Sie beobachten, dass Leute, die aus der Stadt in ihr Dorf zurückkehren, sich auf einmal ein Motorrad leisten können, vielleicht sogar ein Haus kaufen. Das verleitet die kleinen Ausreißer dazu, nach Ho Chi Minh City aufzubrechen und manch arme Familie schickt ihre Kinder in die Stadt, um Geld zu verdienen. „In der Tat müssen die Menschen auf der Farm einen ganzen Tag lang hart arbeiten, um 10.000 Dong zu verdienen, während in der Großstadt 15.000 Dong sehr viel schneller und leichter verdient sind. Allerdings haben die Kinder in der Regel keine Ausbildung und geraten verhältnismäßig leicht in die Prostitution. Damit setzen sie sich der Gefahr aus, sich mit Aids zu infizieren und nicht wenige beginnen, Drogen zu nehmen" erklärt Hai.

Damit die Kinder nicht ihren Körper verkaufen müssen und langfristige Perspektiven bekommen, sorgen er und seine Kollegen dafür, dass die 24 Jungen, die im Green Bamboo Warm Shelter leben, Unterricht bekommen. Einigen wird der Schulbesuch finanziert, andere werden privat unterrichtet. Für manche Straßenkinder ist das Leben im Shelter ungewohnt straff durchorganisiert, einen geregelten Tagesablauf und persönliche Pflichten kennen sie von der Straße nicht. Deshalb legen Hai und die vier Sozialarbeiter, die mit ihm das Shelter betreuen, großen Wert darauf, dass die jungen Bewoh-

ner hier eine Erziehung genießen und lernen, ein geregeltes Leben in einer Gemeinschaft zu führen.

„Allerdings wird kein Kind gezwungen, hier zu bleiben“, fügt Hai hinzu. Essen und medizinische Versorgung biete das Projekt auch Kindern an, die weiterhin auf der Straße leben.

Die Kinder, die im Shelter leben, sollen das idealerweise nur vorübergehend tun. Zunächst nehmen die Projektarbeiter Kontakt mit den Familien der Kinder auf und prüfen, ob die Minderjährigen dorthin zurückkehren können. „In vielen Fällen gelingt eine Rückführung“, berichtet Hai und zeigt mir in seiner Budget-Kalkulation für 2002, dass für 12 Kinder Rückreisen zu ihren Familien geplant sind – das wäre jedes zweite Kind. Manchmal ist das Verhältnis zwischen Eltern und Kind aber zu zerrüttet. Wenn die Eltern neu geheiratet haben, kommt es vor, dass der neue Partner das Kind aus der vorigen Ehe nicht um sich duldet. In solchen Fällen gibt es schon mal Ausnahmen und die Jungen dürfen im Green Bamboo Warm Shelter bleiben, bis sie sich selbst versorgen können. Hai und seine Kollegen helfen ihnen, einen Ausbildungsplatz zu finden und haben schon erfreuliche Erfolge verzeichnet. „Einige Jungen, die eine Zeit lang hier gelebt haben, reparieren heute Motorräder oder Autos“, sagt Hai, „das sind richtig gute Jobs. Diese Kinder haben es geschafft und zeigen uns, dass unser Engagement sich lohnt“.

11. Von Steinmetzen, Stickerinnen und Studenten – Chancen für Straßenkinder in Hanoi

Kleiner, ruhiger und hübscher als Saigon sollte die Hauptstadt Vietnams im Norden des Landes sein. In den verhältnismäßig engen Straßen der Altstadt herrscht dennoch ein so chaotisches Treiben, dass es geradezu anstrengend ist, zu Fuß zu gehen. Mit anklagendem Blick schaut ein kleiner Schuhputzer meine verstaubten Sandalen an und ruft: „Shoeshine, Madame! Only one Dollar!“. Ein Dollar klingt nicht viel, ist aber mindestens das Dreifache dessen, was die Kollegen im Rest des Landes verlangen, T-Shirts kosten in Hanoi das Doppelte, Bücher das Dreifache von dem, was sie in Saigon kosteten. Es scheint, als lebten in der Hauptstadt des kommunistischen Landes die gewieftesten Kapitalisten. Verwirrt entdecke ich, als ich zu meinem Hotel zurückkehre, dass auf der Tür ein anderer Name steht als bei meiner Ankunft. Ich krame die Visitenkarte des Hotels hervor, die ich mir zur Sicherheit eingesteckt hatte und staune abermals. Auf der Karte steht ein dritter Name. Ich erkenne den Rezeptionisten wieder und frage ihn, was es mit den verschiedenen Namen auf sich habe. Der lächelt gequält und erzählt etwas

von einer Art Kooperation. Genauer kann er das nicht erklären. Später stelle ich fest, dass der Flughafen-Bus mich gar nicht an der Adresse abgesetzt hatte, zu der ich wollte, sondern dass ich in ein falsches Hotel gebracht wurde, das lediglich den gleichen Namen trägt – oder besser: kurzzeitig trug.

Ich treffe mich mit Tran Minh Thu von PLAN International, der zweitgrößten nichtstaatlichen Hilfsorganisation in Vietnam. Die sympathische junge Vietnamesin erklärt mir, dass PLAN mit seinen etwa 100 Mitarbeitern verschiedene Hilfsprojekte in Gemeinden auf dem Land betreibt. Die Organisation finanziert ihre Hilfsangebote über Patenschaften. Etwa 25.000 Menschen aus reichen Ländern, sponsern über PLAN ein Kind in Vietnam. Weitere 10.000 Sponsoren würde die Organisation gerne dazu gewinnen. Thu erklärt, dass ihr wichtigstes Prinzip sei, dass die Menschen in den Gemeinden, die unterstützt werden selbst entscheiden, welche Familien finanzielle Unterstützung brauchen und welche Maßnahmen sie für wünschenswert halten. „Natürlich kommt es vor, dass wir uns wundern, warum wir Familien unterstützen sollen, die gar nicht zu den ärmsten Familien im Ort zu gehören scheinen“, sagt Thu, „dann stellt sich heraus, dass diese Familien mit den Dorfobersten verwandt sind und die ein wenig Vetternwirtschaft betreiben. Das lässt sich in Vietnam nicht vermeiden. Deshalb kontrollieren wir unsere Projekte regelmäßig und sobald wir herausfinden, dass wir Familien unterstützen, die so arm nicht sind, ändern wir das natürlich sofort“.

Thu erklärt mir, dass zahlreiche Eltern, die auf dem Land in Armut leben, ihre Kinder nach Hanoi schicken, weil sie hoffen, dass die Kleinen dort Geld für die Familie verdienen können. Die Kinder leben in Hanoi auf der Straße, putzen Schuhe, verkaufen Postkarten oder Lotterietickets und einige ihren Körper. So unwürdig ihr Leben in der Großstadt ist, so viel Geld können die Kleinen in kurzer Zeit hier verdienen. Geld, das ihre Familien zu Hause dringend brauchen. Thu erzählt, mir, dass die Eltern, die selbst auf dem Land bleiben, meist keine Ahnung haben, wie schrecklich die Lebensbedingungen für ihre Kinder in Hanoi sind. Deshalb haben PLAN-Mitarbeiter Straßenkinder in Hanoi gefilmt und haben den Eltern auf dem Land diese Bilder gezeigt. Die meisten Eltern haben mit Bestürzung reagiert, als ihnen bewusst wurde, wie menschenunwürdig ihre Kinder in Hanoi existieren. Der Erfolg des Videos sei beachtlich gewesen, sagt Thu. Die Eltern, die den Film gesehen haben, hätten ihre Kinder sofort zurück nach Hause geholt.
Doch nicht alle Straßenkinder können zurück zu ihrer Familie aufs Land. Manche Kinder haben keine Familie mehr, andere sind mit ihren Eltern in die Stadt gezogen und haben dort weder das Recht eine Schule zu besuchen, noch verdienen die Familien genug Geld, um es sich leisten zu können, den Kleinen frei zu geben.

PLAN International betreibt Beratungszentren in Hanoi, in denen Straßenkinder die Gesundheitsprobleme haben, unter Gruppenkämpfen leiden oder eine Übernachtungsmöglichkeit suchen, sich Rat holen können. Die Streetworker von PLAN International sprechen mit den armen Kindern, schicken sie zu kostenlosen Essensausgaben, bieten Bildung, Sport und Erholungsveranstaltungen an.

120 Kindern hat PLAN kostenlosen Schulbesuch organisiert. Manche Kinder können neben der Schule eine Ausbildung machen, damit sie lernen und dennoch Geld für ihre Familie verdienen können. So ist die Wahrscheinlichkeit, dass die armen Eltern das Projekt für gut befinden, relativ groß. Diese Kinder besuchen morgens die Grundschule und arbeiten nachmittags als Auszubildende in einem Handwerksberuf, mit dem sie später auch auf dem Land ihren Lebensunterhalt bestreiten können.

Ein Mitarbeiter von PLAN International fährt mit mir zum Nguyen Van To Continuing Education Center. Das ist die Schule, die 120 Straßenkinder umsonst besuchen dürfen. Der Direktor, Le Duc Khoi, hat selbst viele Jahre lang als Lehrer gearbeitet und erklärt, dass es eine besondere Herausforderung sei, Straßenkinder zu unterrichten. Kaum eine Schule sei dazu bereit, aber hier habe man vor zehn Jahren damit begonnen und habe mittlerweile schon eine Menge Erfahrung mit Straßenkindern gesammelt. Natürlich seien sie nicht dümmer als andere Kinder, viele seien sogar sehr intelligent und bekämen gute Noten. Allerdings haben manche Straßenkinder keine Bildung, keine Pläne und sehen kaum eine Perspektive, wenn sie zur Schule kommen. Viele von ihnen seien zudem überdurchschnittlich alt, wenn sie die erste Klasse besuchen und fänden sich nur schwer in der Schule zurecht. Manchen Straßenkindern fiele es schwer, jeden Tag früh aufzustehen und zum Unterricht zu kommen, ruhig zu sitzen, aufzupassen und sich so zu benehmen, wie die Lehrer es erwarten. Die Lehrer, die diese Kinder unterrichten, werden speziell dafür geschult. Viele empfinden diese Aufgabe als sehr fordernd. Immerhin 90 Prozent der Straßenkinder, die die Grundschule besuchen, schließen sie nach fünf Jahren erfolgreich ab. Anschließend gehen nur 15 bis 20 Kinder pro Jahr auf die höhere Schule im selben Haus. Im Schnitt halten 10 Kinder bis zur neunten Klasse durch und machen ihren Highschool-Abschluss. Direktor Khoi erinnert sich an ein Mädchen, das ohne Vorkenntnisse in seine Schule kam und so gute Noten bekam, dass sie mittlerweile Stipendiatin an einer Universität in Toronto / Kanada ist. Zwei andere ehemalige Straßenkinder studieren derzeit an Universitäten in Vietnam und ein ehemaliger Schuhputzer wartet gerade auf die Resultate seines Universitätszulassungstests. Die große Masse der Kinder mache jedoch nach der Schule eine Ausbildung, sagt Herr Khoi und schlägt vor, dass er mir ein paar Ausbildungsbetriebe zeigt.

Wir fahren in die Altstadt, das touristischste Viertel Hanois. Vor einem Souvenirladen, der zahllose kleine Steinmetzarbeiten verkauft, hocken drei Jungen auf winzigen bunten Holzbänkchen und hauen vorsichtig filigrane Muster in kleine Steinblöcke. Lo ist erst 14 Jahre alt und rühmte sich, einst der beste Shoeshiner Hanois gewesen zu sein. Als der Direktor mir das erzählt, grinst er breit. Das hier sei aber trotzdem ein besserer Job, sagt er, denn er findet es toll, einen festen Arbeitsplatz zu haben und nicht mehr den Touristen hinterherlaufen zu müssen. Einen festen Lohn bekommen die Jungen nicht. Ihre Bezahlung hängt von ihrer Arbeit ab. Im Schnitt, sagen sie, können sie davon ganz gut leben.

Keine drei Straßen weiter liegt der kleine Stickerei-Laden, in dem die 17-jährige Minh zur Stickerin ausgebildet wird. Die anderen Mädchen sind noch in der Schule, deshalb sitzt Minh ganz alleine in der hinteren Ecke des Lädchens an einem roten Holztisch und stickt mit farbigem Garn an einem weißen Tuch. Im November 2001 hat sie mit der Stickerei-Lehre begonnen – im November 2002 wird sie die Grundausbildung beenden. Minh war fünf Jahre alt, als ihre Familie nach Hanoi zog und ein Haus am Flussufer mietete. Ihre Mutter begann Obst zu verkaufen, eine ihrer Schwestern verkaufte am Straßenrand Tee. Minh hat eine weitere Schwester, sagt sie, aber die sei spurlos verschwunden. Minh musste für ihre Familie Geld verdienen und verkaufte die Lottozahlen für ein paar Cents an Leute, die die Ziehung verpasst hatten. Die Arbeit hat sie ungern gemacht, sagt Minh leise, aber sie brachte Geld. 5.000 Dong, etwa 30 Cent, verdiente sie am Tag. Das ist ein schlechter Schnitt, sagt sie, andere Kinder verdienten mit dem Verkauf der Lottoergebnisse das Vierfache.

Vor 8 Jahren hat ein Polizist Minh auf der Straße aufgelesen und zur Schule gebracht. Das habe sie toll gefunden, sagt sie. Damals habe sie eigentlich gar nicht über ihre Zukunft nachgedacht, aber es sei schön für sie gewesen, in der Schule viel zu lernen. Am meisten habe ihr Biologie gefallen, sagt sie mit einem Strahlen in ihren Augen. Ihre Ausbildung zur Stickerin biete ihr eine Perspektive für die Zukunft, zumindest hoffe sie, dass sie davon später leben könne. Unaufhörlich stickt Minh an ihrem Tuch. Noch sind erst ein paar Linien zu erkennen. An der Wand neben ihr hängen fertige Stickereien, gerahmt in Holz. Die meisten Stickereien enthalten Sprüche – Lebensweisheiten und Belanglosigkeiten. „Die Ehe ist wie ein Blumengärtchen“, steht auf einer Stickerei, „mit viel Liebe und ein wenig Arbeit jeden Tag gedeiht sie prächtig“.

Minh kichert, als ich sie frage, ob sie später heiraten möchte. Eine Familie will sie haben, aber sie will auf jeden Fall auch dann ihr eigenes Geld verdienen, sagt sie, damit sie unabhängig bleibt. Viel Geld will sie verdienen und richtig gut in ihrem Job werden und auf jeden Fall möchte sie ihr

Leben in der Großstadt verbringen. Ich frage sie, ob sie ein Vorbild hat. Da stutzt sie. Sie überlegt eine ganze Weile und sagt schließlich, ihre Lehrerin sei ihr Vorbild. Warum, kann Minh nicht so genau sagen. Die Linien auf ihrem Tuch beginnen sich langsam zu verdichten. Während Minh mir davon erzählt, dass sie gerne eine richtige Künstlerin wäre, wachsen sie zu einem Blumenmuster zusammen.

12. Kinder, die keiner will

„Warum bekommen die armen Leute in Vietnam überhaupt Kinder, wenn sie wissen, dass sie sie nicht ernähren können?“, wurde ich vor meiner Abreise oft gefragt.

„Viele Kinder werden nicht aufgeklärt“, erklärt mir meine vietnamesische Freundin Hoa auf diese Frage. „Die Eltern gehen davon aus, dass die frisch Vermählten schon selbst herausfinden, wie das geht“. Sexualkunde in der Schule sei undenkbar und aus Kino- und Fernsehfilmen werden Sexszenen rigoros herausgeschnitten. Für die moderne Großstädterin Hoa ist Verhütung kein Fremdwort, aber das sei in Vietnam reine Frauensache und in den konservativen ländlichen Gebieten kaum vorstellbar, sagt sie. Mit Sicherheit gebe es auf diesem Gebiet einen riesigen Aufklärungsbedarf.

Ich lese, dass Marie Stopes International, eine britische Hilfsorganisation in Vietnam daran arbeitet, auch die armen Menschen und die Bevölkerung auf dem Land über Methoden zur Familienplanung aufzuklären und treffe mich mit Tran Ha Mong Ngoc, der Leiterin des Marie Stopes Family Planning and Reproductive Health Center in Saigon. Sie führt mich durch die kleine Privatklinik für Frauen, die Aufklärung betreibt, Abtreibungen vornimmt und werdende Mütter betreut. Im Warteraum hängt eine große Tafel an der Wand, auf der die Preise für die einzelnen Untersuchungen und Operationen stehen. „Unsere Preise orientieren sich an denen der staatlichen Krankenhäuser“, sagt Mong Ngoc, „aber wer nicht genug Geld hat, bezahlt, was er kann und wer gar kein Geld hat, wird umsonst behandelt.“ Es sei unglaublich, wie wenig viele ihrer Patientinnen aufgeklärt seien, sagt die Klinikmanagerin. Erwachsene Frauen fragten immer wieder, ob sie vom Küssen schwanger werden können. In Ho Chi Minh City habe ich mehrere Tafeln gesehen, auf denen dafür geworben wurde, dass man sich mit Kondomen schützen solle. „Das ist richtig“, sagt Mong Ngoc, „was die Leute aber von diesen Tafeln nicht lernen ist, wie man ein Kondom richtig benutzt.“

Glücklicherweise werde die Gesellschaft langsam offener für diese Themen, sagt Mong Ngoc. Immer mehr Firmen fragen bei ihr an, ob ihre Mitarbeiter einen Aufklärungsvortrag für ihre Angestellten halten können. Die Klinikmanagerin nimmt an, dass die Firmen aus purem Eigennutz diese Vorträge organisieren, damit ihre Arbeiterinnen nicht zu viele Kinder bekommen und ausfallen. Dennoch sind sie und ihre Kolleginnen froh darüber, dass ihre Arbeit gut ankommt. Die Regierung propagiert in Vietnam die Ein- bis Zwei-Kinder-Familie. Das sei eine subtile Form von Propaganda und gar nicht mit der in China zu vergleichen, sagt Mong Ngoc. So hätten im Fernsehen die glücklichen Familien immer höchstens zwei Kinder. Über Familien mit vielen Kindern würden hingegen Witze gemacht. Außerdem sei es so etwas wie ein ungeschriebenes Gesetz, dass Angestellte des Staates, die mehr als zwei Kinder haben, bei Beförderungen übergangen würden. In den Städten setze sich die Kleinfamilie mittlerweile durch, aber auf dem Land gebe es immer noch Familien mit 8 – 10 oder sogar mehr Kindern. Der Staat subventioniert Empfängnisverhütungsmittel, damit auch ärmere Menschen sie sich leisten können. Eine Monatspackung Anti-Baby-Pillen ist rezeptfrei für umgerechnet 13 Cent zu bekommen. Ein Päckchen Kondome kostet etwa 7 Cent.

Dennoch gebe es sehr viele ungewollte Schwangerschaften und eine beachtliche Zahl von Abtreibungen. Offiziellen Statistiken zufolge wurden in Vietnam im Jahr 2001 1,5 Millionen Abtreibungen vorgenommen. Allein in Ho Chi Minh City waren es 140.000. „Aber das sind offizielle Zahlen“, sagt Mong Ngoc und mutmaßt, dass die tatsächliche Zahl etwa um 50 Prozent höher ist. In ihrer kleinen Klinik würde pro Monat etwa 60 mal abgetrieben, vorwiegend seien die Patientinnen unverheiratet. Obwohl Marie Stopes für arme Frauen auch kostenlose Abtreibungen anbietet, gibt es viele Frauen, die ihre ungewollten Kinder gebären, weil sie oft zu spät in die Klinik kommen, um abtreiben zu können. Die zunehmende Bereitschaft der Gesellschaft, über das Thema Sexualität zu sprechen, lässt hoffen, dass die Zahl der ungewollten Schwangerschaften sich verringern wird. Kaum Aussicht auf Besserung gibt es hingegen in Sachen Aids. Wie viele HIV-positive Mütter in der kleinen Klinik bislang entbunden haben, kann Mong Ngoc mir spontan nicht sagen, aber sie weiß, dass bislang fast ausschließlich Prostituierte und deren ungewollte Kinder HIV positiv getestet worden seien. In Vietnam werde bei jeder Geburt im Krankenhaus Mutter und Kind auf Hepatitis und HIV getestet. Positive Testergebnisse seien für viele Mütter ein Grund, ihr Baby sofort abzugeben. Für die meisten Frauen sei das positive Testergebnis ein Schock, da sie bis zur Geburt nicht wussten, dass sie infiziert sind. Aids-Tests sind zwar in den Apotheken für umgerechnet 2 Dollar erhältlich, aber das ist viel Geld für vietnamesische Verhältnisse und nicht

selten sagen Patientinnen, sie sähen keinen Sinn in einem freiwilligen Aids-Test, weil sie im schlimmsten Fall ohnehin nichts tun können, um wieder gesund zu werden. Offiziell gibt es in Vietnam über 42.000 Menschen, die bis Ende 2001 HIV positiv getestet wurden. Laut einem Bericht der Vietnamesischen Nachrichtenagentur schätzen Experten die Dunkelziffer sogar auf 130.000 – 135.000 Fälle, Tendenz steigend.

Mong Ngoc gibt zu bedenken, dass in den Städten zwar öffentlich dafür geworben wird, dass man sich vor Aids schützen soll, aber Aufklärung darüber, wie man mit HIV-Infizierten umgehen kann, und was ungefährlich sei, fehle. Die wildesten Gerüchte seien im Umlauf und die Angst vor der Krankheit schüre Vorurteile. Viele Menschen in Vietnam spendeten aus Mitleid mit den Erkrankten Geld, sozial akzeptiert seien Aidskranke aber keineswegs. Der Buddhistische Glaube an Wiedergeburt sei weit verbreitet und mit ihm die Annahme, dass Behinderung und Krankheit Indizien dafür seien, dass der Betroffene in seinem vorigen Leben Schlimmes verbrochen hat. Entsprechend chancenlos seien die ungewollten aidskranke Kinder, sagt Mong Ngoc. Es sei tragisch, aber die wolle wirklich gar keiner haben.

13. Ein Kind, das es fast alleine geschafft hat

Mein Freund Huan, den ich als modernen Großstädter mit außergewöhnlich guten Englischkenntnissen kennengelernt habe, erzählt mir, dass er das jüngste von neun Kindern einer Bauernfamilie aus der Nähe von Hanoi sei. Sein Vater starb, als er noch klein war, die Mutter musste die Kinder alleine durchbringen. Huan erinnert sich an viele Jahre, in denen er und seine Familie in den Frühlingsmonaten nicht genügend Reis hatten, um sich alle satt zu essen. Dann haben sie versucht, irgendwie das Hungergefühl zu vertreiben, haben Schalen und Blätter gegessen. Ein Kind weg zu geben, sei für niemanden in seinem Dorf in Frage gekommen, sagt Huan und es scheint, dass allein der Gedanke daran ihn befremdet. In seiner Familie galt Huan als törichter Dickkopf, weil er um jeden Preis die Highschool besuchen wollte. Er und sein bester Freund waren damals die einzigen Jungen aus dem Dorf, die den Highschool-Abschluss tatsächlich schafften. Danach wollte Huan noch mehr lernen und studieren gehen, doch seine Mutter konnte ihm kein Studium finanzieren. Deshalb meldete er sich freiwillig beim Militär und hoffte, so in eine Stadt zu kommen, in der es Bildungsangebote gibt. Zunächst wurde er in Hanoi stationiert, später ließ er sich freiwillig ins 1.700 km entfernte Saigon versetzen. Während die anderen Soldaten abends zusammen Bier tranken und Karten spielten, verbrachte Huan jede freie Minute über seinen

Büchern, sagt er. Er versuchte, sich selbst Englisch beizubringen, las Wirtschaftsbücher und träumte davon, Geschäftsmann zu werden. Sein Vorgesetzter bemerkte, dass Huan sehr fleißig war und vermittelte ihm eine Stelle als Sicherheitsmann in dem Hotel, in dem er noch heute arbeitet. Abends besucht er dreimal pro Woche einen Englischkurs. Der verschlingt fast die Hälfte seines Lohns, aber Bildung ist Huan das Wichtigste, deshalb bezahlt er den stolzen Preis gerne. Er erzählt, dass die Kinder aus seinem Heimatort ihn wie einen Helden verehren und aufgeregt um ihn herumspringen, wenn er zurück in das Dorf kommt. Seine Nichten und Neffen ermutigt er, ebenfalls die Highschool abzuschließen. „Wenn sie mir gute Noten zeigen, bekommen sie etwas Geld von mir und ich habe ihnen versprochen, dass ich dem ersten, der die Highschool schafft, ein Fahrrad kaufe – das soll sie motivieren, fleißig zu lernen“, sagt Huan. So gerne er den Kleinen ein Vorbild ist, so unheimlich scheint Huan sein beachtlicher Aufstieg vom armen Bauernsohn zum modernen Großstädter mit sicherem Job im feinen Hotel, Mobiltelefon und schickem Motorrad zu sein. „Ich möchte gerne später ein Geschäftsmann werden“, sagt er, „aber ich muss vorsichtig sein und darf nichts überstürzen, denn wenn man bedenkt, wo ich herkomme, dann ist es Wahnsinn, wie weit ich es schon jetzt gebracht habe.“ Ganz ohne fremde Hilfe hätte Huan es nicht geschafft, das sagt er ganz offen. Inwiefern seine unbedingte Vaterlandsliebe, seine Loyalität gegenüber dem kommunistischen Regime und seine Verschwiegenheit selbst in Dingen, die er moralisch für falsch hält, ihm den Weg geebnet haben, sagt er nicht. In Huans Gegenwart erzählt mir ein anderer junger Mann, der qua Abstammung als unbelehrbarer Kapitalist eingestuft wird, dass es ihm trotz seines Universitätsabschlusses unmöglich ist, in Vietnam eine Stelle zu bekommen, die über einen Hilfsarbeiterjob hinausgeht. Huan besteht darauf, dass wir sofort gehen, weil er mir dringend das Nachbargebäude zeigen möchte. Auf dem Weg dorthin erklärt er mir, dass man manchen Menschen besser nicht glauben sollte.

14. Tourismus – Fluch oder Segen?

Immer wieder lese ich in der englischsprachigen Zeitung Vietnam News über die Chancen und Gelder, die man sich in Vietnam vom zunehmenden Tourismus verspricht. Nur vereinzelt stoße ich auf kritische Berichte, beispielsweise über die Kinder aus dem Bergdorf Sapa, die angesichts des vielen Geldes, dass sie beim Verkauf von Souvenirs an Touristen verdienen können, sogar auf die kostenlose Schulbildung verzichten, die ihnen

angeboten wird. „Es ist nicht gerade eine vietnamesische Stärke, weit voraus zu denken“, erklärt mir ein vietnamesischer Freund. Außerdem sei das vietnamesische Steuersystem so schlecht organisiert und lückenhaft, dass durch den Tourismus nicht mit nennenswerten zusätzlichen Staatseinnahmen gerechnet werden könne und somit auch nicht mit einem Vorteil für das gesamte Land. Stattdessen werden wenige Privatleute viel Geld schwarz erwirtschaften und die Kluft zwischen Arm und Reich wird weiter wachsen.

Ich fahre nach Nha Trang, einem der beliebtesten Touristenorte im ganzen Land. Glasklares Wasser, endlose helle Sandstrände und sehenswerte Korallenriffe sind die größten Attraktionen hier. Es ist wohl kein Zufall, dass es im touristischen Nha Trang ein Heim für Kinder gibt, die sich prostituieren mussten. Vietnam galt lange Zeit als Geheimtipp in der Pädophilenszene. Auch heute soll Vietnam ein beliebtes Reiseziel für Kinderschänder sein. Ich habe versucht, Kontakt zu dem Sunflower Home für Kinder, die sich prostituiert haben, aufzunehmen, hätte es mir gerne angesehen und mit den Kindern gesprochen. Binh Rybacki, die Frau, die mir den Kontakt herstellen wollte, bat mich um ausführliche Informationen zu meiner Person und meinem Vorhaben. Sie wollte mit den Schwestern, die das Heim leiten, sprechen und mir dann einen Termin geben. Den Termin habe ich nie bekommen, Frau Rybacki meldete sich nicht mehr. Von anderen Organisationen erfuhr ich, dass Kinderprostitution ein besonders schwieriges Kapitel sei, weil höhere staatliche Stellen ein Interesse daran hätten, dieses Geschäft zu schützen. Tatsächlich geben mir zahlreiche Organisationen gerne Auskunft zum Thema Kinderhandel, sagen zum Thema Kinderprostitution aber ausschließlich, dass es dieses Geschäft leider gebe und man nichts weiter darüber wisse.

In Nha Trang sehe ich kaum verwahrloste Straßenkinder. Die meisten Kinder, die auf der Straße unterwegs sind, verkaufen Bücher – billige Kopien von amerikanischen Bestsellern. Die Zahl der minderjährigen Händler erscheint mir geringer, die Preise ihrer Waren höher als in Saigon. Der Tourismus scheint Nha Trang geprägt zu haben. Der Ort wirkt verhältnismäßig wohlhabend, die Häuser und Hotels sehen relativ gepflegt aus, die meisten Restaurants haben Plastikstühle, statt der für Vietnam typischen kleinen Höckerchen.

Dass nicht alle Einwohner Nha Trangs von dem Geld der Touristen profitieren, wird mir klar, als mein Motorradtaxifahrer, Khoa, mir erzählt, dass er mir ein Adoptivkind organisieren könne, dessen leibliche Mutter dringend Geld braucht. Ich erkläre ihm, dass ich kein Kind kaufen möchte und dass es mich erschreckt, dass offenbar so viele Eltern bereit sind, ihre Kinder zu verkaufen. „Was sollen sie tun, die Leute sind arm“, sagt er. Vom Tourismus könnten schließlich hauptsächlich die Vietnamesen profitieren, die Englisch

sprechen, erklärt er, aber das seien immer noch die wenigsten. Khoa spricht Englisch – nicht perfekt, aber es reicht, um sich zu verständigen. Er hat die Sprache durch den Kontakt mit den Touristen gelernt, sagt er. Später zeigt er mir sein kleines, aber solide gebautes Häuschen, das frisch gestrichen ist und sehr schön an einem Hang liegt, so dass er einen herrlichen Blick auf Nha Trang hat. Für 250 Dollar habe er das Land hier gekauft, sagt er. Erst habe er eine kleine Steinhütte gehabt, aber er habe jeden Tag von früh bis spät als Motorradtaxifahrer gearbeitet, um Geld für sein neues Haus zu sparen. Als er 1.500 Dollar beisammen hatte, habe er das alte Haus abgerissen und sein neues, größeres und schöneres Haus bauen lassen. In Vietnam sind 1.500 Dollar viel Geld, entsprechend stolz ist er auf sein Häuschen. Dann zeigt er auf die drei Kinder, die neben dem Häuschen spielen und sagt, das seien seine Nichten und Neffen. Seine Schwester sei von ihrem Mann verlassen worden, deshalb sorge er jetzt für sie und ihre drei Kinder mit. Das Wichtigste für die Kinder sei es, Englisch zu lernen, sagt er. Dann haben sie eine Chance, in einem der zahllosen Hotels in Nha Trang zu arbeiten oder als Reiseführer beschäftigt zu werden. Khoa wirkt, als sei er ein liebenswürdiger und fürsorglicher Mensch. Hätte er mir nicht eingangs Kinder zum Kauf angeboten, hätte ich ihn vermutlich für einen Menschen gehalten, der zu so etwas niemals in der Lage wäre. Der Gedanke, dass zahllose Menschen wie Khoa überall im Land Touristen Kinder zum Kauf anbieten, erschüttert mich und ich ahne, dass sich daran nichts ändern wird, solange es Touristen gibt, die bereit sind, Kinder zu kaufen.